

Das Ende

Autor(en): **Weber, F.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 45

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648414>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

9. November 1935

Das Ende. Von F. W. Weber.

Herbstregen sprüht auf Stoppelfeld und Heide,
Aufschauernd bebt die Erle, nackt und bar,
Und wie im Sturm des Bettlers greises Haar
Weht flatternd das Geäst der alten Weide.

Fort mit den Schwalben flog die Sommerfreude,
Der Wald ist stumm, die Sonne blöd und blind,
Der letzten Halme letzte Träne rinnt,
Eh sie zum Schlaf die müden Köpfchen senken.

Bald deckt ihr Grab mit Schnee der Winterwind,
Und bald auch deins. Nun magst du, Menschenkind,
Des eignen Endes sorgenvoll gedenken.

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

8

Dumm wäre es, zu dieser Krankheit einen Doktor zu rufen. Das beste Mittel ist wie bei jeder andern Krankheit: Man denkt nicht daran, und zwingt sich, neben hinaus zu schauen. Sie war härter als ihr Bruder. Regina konnte an die Erfahrungen ihres Lebens zu zweit mit dem Bruder nebeneinander mit einem gewissen freudigen Selbstgefühl denken. Jüngst war er ein paar Wochen ein Blag gewesen, er mochte nicht arbeiten, mochte nicht essen, nicht lachen, konnte nicht schlafen, und wehrte sich doch, krank zu sein. „Das Blut macht mit ihm“, sagte sie, und reichte ihm Abführtee, kochte ihm gütliche Süpplein. Für alles war er dankbar, und nie kam ein ungeduldiges Wörtlein über seine Lippen. Seiner war sie sicher. Wie sie den Bruder ohne andere Hilfe gepflegt und wieder hochbrachte, so hatte sie ihn auch als Mann in den Senkel gestellt. Ihm Hilfe und Stütze zu sein, war ihr edelster Lebenszweck.

Regina fühlte wohl, wie die Zeit an ihr vorüberging, doch dachte sie nicht daran, daß sie auch Meinrad älter gemacht habe. Er, der mit der Reife länger gesäumt hatte, stand nun in der Kraft seiner Männlichkeit, und so manches Maidlein auf ihn ein zärtliches Auge warf, warf auch ein böses auf Regina, weil sie ihn wie einen Drachen bewache. Seine treuen Augen waren wie Sonnen, der Mund wie eine volle Rose und das Kinn von solch schönen Formen, daß es lockte, es nicht bloß mit den Augen, sondern auch streichelnd mit dem Gefühl zu verkosten.

Schon begannen auch die Bürger seinen Namen zu nennen, wenn sie die Besten aussuchten, um sie zum Rathsherr oder Richter zu erküren. Doch, weder vom Ansehen,

noch vom Geld im Kasten ließ er sich eine Stunde von seiner langen Arbeitszeit abmarkten. Vier Arme genügten nicht mehr, die Ernte von Hofstetten zu bergen. Und Regina, nein, sie versäumte nichts von der Arbeit, doppelter Segen ruhte wunderbar auf ihr, wemgleich sie niemals die Kirchenglocke vergebens zu einer Andacht rufen ließ, und es wiederholte sich unsichtbar, was die Legende vom heiligen Sidor erzählt: Während er mit gefalteten Händen betete, führten Engel das Pfluggespann über den Acker.

Ein Knechtlein? ... Eine Magd? ... Raum wäre im Hause.

Bruder und Schwester berieten miteinander. „Wenn eine dritte Seele Tag für Tag am gleichen Tische mit uns aße und unter dem gleichen Dache schlief“, sagte Regina, „ich meinte, es wäre ein Hag zwischen uns aufgerichtet.“

„Ich bin deiner Meinung“, antwortete der Bruder. „Ich fände mich gehemmt, wenn ich nicht mehr mit dir reden könnte, ohne mich umzuschauen, wer hinter mir stände.“

So ward beschlossen, zu Zeiten, da die Arbeit besonders drängte, eine Aushilfe einzustellen und zwischenhinein etwa noch ab und zu eine halbe Stunde an den Arbeitstag zu setzen. Die Christe, sie war schon ein und andermal ungerufen, wenn sie sah, daß drüben zu wenig Hände waren, eine Stunde hergekommen, war tüchtig und bescheiden ... Regina hatte den Vorschlag gemacht und Meinrad war gleich einverstanden. Sie war kein junges Flatterblut mehr, kam des Morgens und ging des Abends, sie wohnte nahe und hatte eine alte Mutter daheim, die tags sich kaum vom Stuhle rührte, nachts aber, besonders in hellen Mond-